

Ute WARDENGA, Leipzig
Peter WEICHHART, Wien

Entzauberung und Skandalisierung von Wissenschaft oder Reflexion des Normalzustandes einer sozialen Praxis?

Summary

This special issue of *Berichte zur deutschen Landeskunde* contains a number of commentaries on the slightly revised reprint of social network analysis in German human geography by Malte STEINBRINK et al. (2010). The reason for this special issue was the amazing discrepancy between lively discussions in the hallways of departments and on the sidelines of conferences and the baffling restraint when it came to communicating the problems involved in print. By employing a systematic approach, the various responses to STEINBRINK's et al. network analysis are summarised in the following introduction. Moreover, we endeavour to supply an explanation for the network structure in German human geography. Furthermore, focus is put on the analysis of the diverse levels of reference and contexts of reception. Last but not least, we aim to appeal for strengthening those studies encouraging self-reflection and pay tribute to Steinbrink's et al. endeavours which, on the whole, must to be appreciated as highly stimulating and enhancing.

The making of ...

Als im Oktober 2010 der Text von Malte STEINBRINK et al. auf der Plattform *raumnachrichten.de* ins Netz gestellt wurde, hatte die deutsche Humangeographie binnen weniger Stunden ein Thema, das in den folgenden Tagen und Wochen auf Institutsfluren, bei Kaffeerunden, in der Mensa oder im Umfeld von Workshops und Tagungen ebenso eifrig wie kontrovers diskutiert wurde.¹ Obwohl die *raumnachrichten.de* sofort einen Blog eingerichtet und um Kommentare gebeten hatten, blieb es jedoch eigenartig still: außer Pascal GOEKE (2011) und Aileen OEBERST (2011) fühlte sich niemand sonst zu einer schriftlichen Stellungnahme herausgefordert.

Das Erstaunen über die zu beobachtende Diskrepanz zwischen den lebhaften Diskussionen in „Hinterzimmern“ und dem Schweigen auf der offenen Bühne war für die Herausgeber der *Berichte zur deutschen Landeskunde* jedenfalls Grund genug, der Studie von STEINBRINK et al. ein eigenes Themenheft zu widmen. Infolgedessen wurden seit Herbst 2011 zunächst Gespräche bezüglich der Rechte

¹ Mittlerweile ist der Beitrag in *raumnachrichten.de* rund 9.900mal angeklickt worden (Mitteilung von Jörg BECKER, vom 20.12.2012).

mit Jörg BECKER von den *raumnachrichten.de* sowie mit Malte STEINBRINK geführt², ehe dann eine Reihe von Kolleg_innen unter Zugrundelegung folgender Kriterien um Mitarbeit gebeten wurde: Erstens wurden Wissenschaftler_innen angesprochen, die bereits in der Geographie oder auch in anderen Fächern Netzwerkanalysen durchgeführt hatten. Da klar war, dass sich dieses Themenheft auch um Fragen der sozialen Konstruiertheit von Wissen drehen müsste, wurden zweitens Kolleg_innen gebeten, die in der Wissenschaftsforschung, der Wissenschaftsphilosophie, der Theorie der Geographie oder verwandten Feldern arbeiten. Drittens wurden mehrere der in der Studie aufgeführten „zentralen Akteure“ um einen Kommentar ersucht. Viertens haben wir Vertreter_innen der bei STEINBRINK et al. nicht berücksichtigten Gruppe der Nachwuchswissenschaftler_innen um Mitarbeit gebeten.

Sofern sich nicht durch entsprechende Vorarbeiten ein bestimmter Fokus ergab, haben wir die Bitte um Mitwirkung zunächst bewusst offen formuliert, um den potenziellen Autor_innen die Chance zu geben, Themenstellungen zu formulieren, die aus ihrer jeweiligen Sicht wichtig erschienen. Erst in weiteren Schritten wurden Feinabstimmungen ausgehandelt, auch um die einzelnen Beiträge möglichst überschneidungsfrei zu halten. Der Text von Malte STEINBRINK et al. wird als erster Beitrag dieses Bandes nun in „Papierform“ vorgelegt (vgl. in diesem Heft S. 309–358). Allerdings wird der Text hier nicht identisch in der Form abgedruckt, die in den *raumnachrichten.de* veröffentlicht wurde; infolgedessen beziehen sich die in den einzelnen Essays dieses Themenheftes angeführten Zitate aus der Studie von STEINBRINK et al. auf die Seitenzahlen des Textes in diesem Heft.

Insgesamt ergaben sich im Prozess der Konzeption des Themenheftes mehrere überraschende Beobachtungen. So waren z.B. die Reaktionen der angesprochenen „zentralen Akteure“ äußerst verhalten; teilweise wurde eine Mitarbeit sofort abgelehnt, eine Reihe dieser Akteure konnte schlussendlich aus Zeitgründen nicht mitwirken. Aus dieser Gruppe ist einzig Anton ESCHER übrig geblieben, der ein temperamentvolles Essay abgefasst hat, das er selbst als einen „sehr subjektiven Text“ und als „eine Immunisierungsstrategie“ bezeichnet. Mit ihm werden die Kommentare zur Netzwerkstudie eingeleitet (vgl. in diesem Heft S. 359–367).

Die Reaktionen der angesprochenen Nachwuchswissenschaftler waren teilweise ablehnend, teilweise ambivalent. So schrieb ein um Mitarbeit angefragter, in der Sozialgeographie arbeitender Kollege: „Die Netzwerkanalyse habe ich mal gesehen, nachdem ein Kollege aus der Soziologie mich darauf aufmerksam gemacht hat (seine Formulierung [sic!] war, glaube ich, „methodisch abgesicherter Klatsch“). Gelesen habe ich die Sache nicht, mich interessiert das ehrlich nicht.“ Andere räumten ein, dass sie zwar gerne etwas schreiben würden, aus Angst vor karriere-technischen Restriktionen (Originalton: „academic suicide“) jedoch lieber darauf verzichteten. Dies geschah so häufig, dass die beiden Moderatoren des Themenheftes einen in dieser Form nicht erwarteten tiefen Einblick in die soziale Welt der deutschen Humangeographie tun konnten. Und zwar als einer Wissenschaft, in der unter dem Deckmäntelchen eines angeblich offenen Diskurses allerfeinste In-

² Wir bedanken uns für den konstruktiven Verlauf der Gespräche nochmals ausdrücklich bei Jörg BECKER (Wesel/Osnabrück). Ganz besonders sind wir aber Malte STEINBRINK (Osnabrück) zu Dank verpflichtet, der uns bei der – nicht immer einfachen – Produktion dieses Themenheftes stets mit Rat und Tat zur Seite gestanden hat.

strumente von (Selbst-)Disziplinierungen wirken, gegenüber denen sich die Machtspiele der älteren Geographenschulen geradezu rührend unbeholfen und naiv ausnehmen. Offensichtlich brauchte man als Nachwuchswissenschaftler_in also eine Menge Mut, um überhaupt mitzuschreiben. Antje SCHLOTTMANN hat es in ihrem Essay auf den Punkt gebracht: „Im schlimmsten Fall schadet dieser Text der Marke (Autor_in – Anm. d. Verf.), im besten nützt es ihr“ (S. 409).

Was leisten Netzwerkanalysen?

Einer der großen Vorteile der Netzwerkanalyse liegt darin, wie Boris HOLZER hervorhebt, dass sie Sachverhalte beleuchten kann, „die in wissenschaftlichen Disziplinen typischerweise allenfalls in der Gattung des Klatsches mit wohl berechneter Unschärfe“ behandelt werden. Im Unterschied zu den allenthalben im sozialen System der Wissenschaft agierenden Klatschbasen braucht die Netzwerkanalyse jedoch keinerlei „privilegierten Zugang zur ‚Hinterbühne‘ der Forschung“, weil sie „auf natürlich produzierte, öffentlich verfügbare Daten zurückgreifen“ kann. Das hat den Vorteil, dass bestimmte Arten von Reaktivität ausgeschlossen werden, weil Zitationen, Ko-Autorenschaften und Tagungseinladungen „nicht erst auf Nachfrage oder im Rahmen spezieller Beobachtungssituationen entstehen“ (alle Zitate Beitrag HOLZER, S. 392). Netzwerkanalysen haben daher den Charme, dass sie das, was den aktiv Beteiligten ohnehin bekannt ist, scheinbar „mit mathematischer Präzision zu formulieren und *öffentlich* mitzuteilen erlaubt“ und damit „bislang eher erahnte und in informellen Beziehungen zirkulierte Sachverhalte ... den Status gesicherter Fakten“ (ebd.) zuschreibt. Netzwerkanalyse kann damit „das ‚unsichtbare Kollegium‘ einer wissenschaftlichen Disziplin oder eines Themenfelds“ transparent (ebd.) und „wissenskonstitutive Strukturen“ (Beitrag LEETEN, S. 401) in aufklärerischer Absicht sichtbar machen. Mit und durch Netzwerkanalyse wird der Blick dafür geöffnet, „dass ‚Wissen‘ nicht der geistige Zustand eines isolierten Subjekts ist“, sondern es sich dabei um „ein intersubjektives Phänomen“ handelt (ebd., S. 400).

Vor allem aber eröffnen Netzwerkanalysen den Blick darauf, dass Wissenschaft nicht nur ein als kognitive Struktur beschreibbares Denkgebäude mit höchsten Ansprüchen an argumentative Klarheit, methodische Korrektheit und dem Ziel der Wahrheitssuche darstellt, sondern gleichermaßen als spezifische *soziale* Praxis und als komplexes *soziales* System verstanden werden muss. Obwohl dieses Faktum in der Wissenschaftsforschung schon seit langer Zeit als geradezu banale Selbstverständlichkeit angesehen wird, scheint es in der Geographie doch überwiegend zu Irritationen und Unbehagen zu führen, was auch in einigen Kommentaren zur Netzwerkanalyse recht deutlich zum Ausdruck kommt. Anton ESCHER erklärt dezidiert, dass er eben „lieber über die Welt forsche und Aufsätze schreibe (!)“ und dass er es – „wie viele Kolleginnen und Kollegen“ – vermeide, „über uns als soziale Gemeinschaft oder als Netzwerk wissenschaftlich nachzudenken und zu forschen“ (Beitrag ESCHER, S. 360).

Woher kommt diese Vermeidungshaltung? Gehören Geographen und Geographinnen denn nicht zur „Welt“, sind unsere *Praktiken* der Wissensproduktion und

die Strukturen der dabei erkennbaren sozialen und kommunikativen Interaktionen nicht konstitutiv für den Status und die Entwicklung des Faches?

Wir denken, dass der „Paukenschlag-Effekt“ des Netzwerk-Textes genau darauf zurückzuführen ist, dass hier Phänomene angesprochen werden, die eben üblicherweise „nicht gesagt“ werden (vgl. Beitrag HOLZER), die zwar implizites Wissen darstellen, aber im Regelfalle der Reflexion entzogen sind. Das ist ja gleichsam das „Erfolgsgeheimnis“ sozialer Praktiken, deren Funktionsweise genau auf diesem inkorporierten und keiner reflexiven Anstrengungen bedürftigen Handlungswissen beruht. Es ist ein *tacit knowledge*, das hinter der Praxis des „Wissenschaft-Machens“ steht, welches zu einem gewissen Teil durch Netzwerkanalysen aufgedeckt und offengelegt wird. Damit wird, wie Pascal GOEKE in Anlehnung an Max Weber formuliert, das „konventionell Selbstverständliche zum Problem“ (GOEKE 2011, S. 2). Man hat die „Regeln“ (Beitrag SCHLOTTMANN) gelernt und internalisiert, und wenn aus der Sicht eines externen Beobachters ihre Bedeutung für das Funktionieren des Gesamtsystems offengelegt wird, muss das für die Beobachteten zu Irritationen führen. Denn den Regeln folgt man *blind* (Wittgenstein-Zitat bei SCHLOTTMANN, S. 404). Es ist die offensichtlich als peinlich empfundene „Sichtbarkeit der sozialen Bedingtheit von Forschung“ (Beitrag LEETEN, S. 396), welche den Diskurs ins Hinterzimmer verdrängt hat. Mit der Brille der Netzwerkanalyse stößt man unweigerlich auf Strukturen und Praktiken, die mit offiziellen Standards und Selbstbeschreibungen von Wissenschaft nur schwer in Einklang gebracht werden können. Und deshalb tragen Netzwerkanalysen dazu bei, der Wissenschaft ein wenig von ihrem Zauber zu nehmen und einige unserer Begründungsrituale als Illusionistik zu entlarven.

Allerdings weist die Netzwerkanalyse bei der Erfassung sozialer Praktiken auch einen sehr deutlich ausgeprägten „blinden Fleck“ der Wahrnehmung auf. Sie kann zwar methodisch gut nachvollziehbar einige formale Strukturen sozialer Interaktionen aufzeigen, die dabei transportierten inhaltlichen Zusammenhänge bleiben aber im Dunkeln. Dadurch entsteht eine erhebliche Differenz zwischen formaler und phänomenologischer „Realität“ von Netzwerken (vgl. Beitrag HOLZER).

Das kann zu einer Fehleinschätzung von Netzwerkanalysen führen, die darin besteht, dass von einer starken bzw. schwachen Vernetzung eines einzelnen Humangeographen auf die Wissens- und Forschungsqualität von Netzwerken geschlossen wird. Denn grundsätzlich gilt, wie Aileen OEBERST hervorhebt: Die Vernetzung verrät nichts über Inhalte und Qualität des Austauschs. Nur Wolf-Dietrich SAHR weist ausdrücklich darauf hin, dass die Zitationshäufigkeit der Arbeiten von Benno WERLEN auch als Ausdruck der lange Zeit sehr beliebten humangeographischen Sportart des „Werlen-Bashings“ gelesen werden muss.

In der Studie von STEINBRINK et al. wird auf dieses Problem ausdrücklich verwiesen (Kap. 2, 1. Absatz). Erklärtes Ziel war es, „die Hauptakteure und die Hauptflusslinien wissenschaftlicher Kommunikation und Interaktion“ (ebd., S. 300) in der deutschen Humangeographie „zu explorieren“, „selbst wenn es letztlich unklar bleibt, was da eigentlich genau fließt und sich mehr“ (ebd.). Erst in einem (noch nicht erfolgten) „zweiten Schritt“ könnten die konkreten inhaltlichen Dimensionen der Wissensentwicklung innerhalb des Faches in den Blick genommen werden. Methodisch wird dieser zweite Schritt (so vermuten wir) wohl nicht mehr

netzwerkanalytisch, sondern eher in Form einer detaillierten geistes- und ideengeschichtlichen Analyse erfolgen.

Ein weiterer Vorteil von Netzwerkanalyse besteht – zumal für abbildungsaffine Humangeographen – darin, dass sie soziale Verhältnisse durch Visualisierung mit Evidenz ausstattet. Dies ist jedoch zugleich ein Nachteil, weil durch die Visualisierung die „Stabilität und Eindeutigkeit der untersuchten sozialen Beziehungen überpointiert“ werden (Beitrag HOLZER, S. 391). Die visualisierten Netze werden deshalb leicht nicht mehr nur als ein Augenblicksbild verstanden, sondern gelesen, als ob sie auf Dauer gestellt seien (Beitrag HOLZER; im selben Tenor: Beitrag ARZHEIMER und SCHOEN).

Kommentar zu den Kommentaren

Ehe auf einige Argumentationen der Kommentare eingegangen werden soll, sei eine relativierende Anmerkung gestattet. Lassen wir doch bitte die Kirche im Dorf: Der Text von STEINBRINK et al. ist der Output eines Lehrprojekts für fortgeschrittene Studierende auf Seminarniveau. Er belegt zweifellos, dass an Geographieinstituten von engagierten Lehrenden wirklich hervorragende Ausbildung auf höchstem didaktischen wie fachlichen Niveau gemacht werden kann. Es handelt sich hier jedoch nicht um ein DFG-gefördertes Spitzenprojekt oder um die Abschlusspublikation eines Sonderforschungsbereiches, für dessen Beurteilung die höchsten Anforderungskriterien angemessen erscheinen. Bei einem Lehrprojekt dieser Art sind zahlreiche Restriktionen und Einschränkungen zu berücksichtigen und von vorneherein – bei allen Qualitätsansprüchen – Abstriche an Realisierungs- und Umsetzungsmöglichkeiten in Kauf zu nehmen. Natürlich war bei diesem Projekt – schon aus zeitlichen und finanziellen Gründen – eine dezisionistische Selektion der erhobenen Parameter erforderlich. Einige der Kommentare scheinen in ihrer Kritik diese Einschränkungen nicht wahrzunehmen und argumentieren, als ob es hier um ein hochdotiertes Spezialprojekt gehen würde, bei dem keinerlei Restriktionen der Operationalisierung toleriert werden dürften. Und selbst wenn einige der Verfasser_innen der Studie in der Zwischenzeit etabliertere (gleichwohl nach wie vor prekäre) Positionen im Mittelbau einnehmen, sollte akzeptiert werden, dass es sich erklärterweise um eine explorative Studie handelt.

Ähnlich relativiert werden müssen manche Hinweise für zukünftige Forschungen im Umfeld von netzwerkbezogenen Ansätzen. So sind z.B. Akten, die im Rahmen von Berufungsverfahren als auch im Rahmen von Begutachtungsprozessen z.B. bei Drittmittelprojekten entstehen, zum großen Teil personengebundene Akten, die dem Datenschutz unterliegen. In solchen Fällen müssen die länderspezifischen Archivgesetze berücksichtigt werden. Als Faustregel kann davon ausgegangen werden, dass derartige Akten erst 10 Jahre *nach* dem Tod der jeweils betroffenen Personen eingesehen werden können.

Als weitere Vorbemerkung scheint noch erwähnenswert, dass unsere Einladung von den meisten Autor_innen zum Anlass genommen wurde, für ihren Beitrag eine Textgattung zu wählen, die in der deutschsprachigen Geographie leider keine besondere Tradition besitzt, nämlich den wissenschaftlichen Essay. Das mag auch auf die Vorgaben zur Textlänge zurückzuführen sein. Auffällig ist jedenfalls, dass

in vielen Artikeln eine artifiziiell-ästhetisierende, literarisch anspruchsvolle und oft pointiert metaphorische Redeweise verwendet wird. Überdies sind die meisten Kommentare durch einen (mehr oder weniger) deutlichen „Ego-Bezug“ gekennzeichnet, der immer wieder auch stark emotional gefärbt erscheint. In einigen Texten wird eine persönliche Betroffenheit der Autor_innen deutlich, die in wissenschaftlichen Texten in der Regel eher vermieden wird. Wir deuten dies als Hinweis darauf, dass das Thema der wissenschaftlichen Praktiken und der sozialen Konfigurationen von Wissenschaft gleichsam „unter die Haut geht“, die Ich-Identität von Wissenschaftler_innen berührt und uns deshalb „aus der Reserve“ lockt. Und wir denken, dass das sehr gut ist, weil damit auch bewusster wird, dass Wissenschaft von „wirklichen“ Menschen aus „Fleisch und Blut“ gemacht wird, und wir dieses Faktum nicht immer verschämt unter den Teppich kehren sollten.

In den folgenden Beiträgen finden sich eine Reihe von übereinstimmenden Kommentaren und Kritikpunkten, die wir in knapper Form zusammenfassen und unsererseits kurz kommentieren möchten. Nur nebenbei sei angemerkt, dass einige der Kommentare gar nicht präzise auf die Netzwerkanalyse eingehen, sondern den Artikel zum Anlass zu nehmen, generelle Unmutsbekundungen über den Status der deutschen Humangeographie loszuwerden.

Methodische Kritik

Vor allem jene Autor_innen, die selbst Erfahrung mit der Netzwerkanalyse haben und diese Methodik in eigenen Arbeiten verwenden, bringen eine Reihe von Kritikpunkten und Verbesserungsvorschläge für zukünftige Analysen ein. Sie verweisen auf Interpretationsprobleme, die sich aus mess- und berechnungstechnischen Fragen ergeben und diskutieren die Aussagekraft verschiedener Indikatoren. ARZHEIMER und SCHOEN betonen, dass Netzwerkanalysen in den letzten Jahren zahlenmäßig deshalb angestiegen sind, weil günstige und leistungsfähige Software zur Verfügung steht und der Zugang zu Netzwerkdatsätzen vergleichsweise einfach ist. BRÖKEL und STERNBERG heben mit Blick auf die Methode hervor, dass verzerrte Netzwerkkennziffern und eine fehlerhaft abgebildete Netzwerkstruktur konstruiert werden. Überdies bezweifeln die in der Netzwerkanalyse ausgewiesenen Kommentatoren, ob die von STEINBRINK et al. vorgenommene Aggregation zu einem Gesamtnetzwerk „wirklich sinnvolle Ergebnisse liefern“ könne, da die drei untersuchten Netzwerke äußerst verschiedene Interaktionsbeziehungen darstellten (Beitrag BRÖKEL und STERNBERG, S. 373).

Wir hoffen, dass mit dem vorliegenden Themenheft Impulse für eine vertiefte Methodendiskussion zum Thema Netzwerkanalyse in der Humangeographie gesetzt werden können. Inhaltlich wollen wir auf Einzelargumente nicht näher eingehen, weil wir beide keine Erfahrung mit dieser Methode haben.

Beschränkung auf Professor_innen

Einig sind sich alle Kommentatoren darin, dass die von der Arbeitsgruppe gewählte Beschränkung auf Professor_innen der deutschen Humangeographie zwar aus forschungspragmatischen Gründen einsichtig, letztlich aber nicht zielführend ist. Denn durch diese Beschränkung würden Wissenschaftler ohne Professorenstatus diskriminiert, überdies könne von formalen Rollen nicht unbedingt auf die tatsäch-

liche Bedeutung von Akteuren geschlossen werden. So ergibt sich, wie ARZHEIMER und SCHOEN (S. 378) vor dem Hintergrund ihrer Erfahrungen in der Netzwerkanalyse der Politikwissenschaft vermerken, kein „repräsentatives Spiegelbild der wissenschaftlichen Produktion einer Disziplin“, da „die personelle Engführung das Bild der Humangeographie in systematischer Weise verzerrt“ und zwar „sowohl inhaltlich als auch strukturell“. Malte Steinbrink würde vermutlich darauf hinweisen, dass ein Großteil der untersuchten Akteure erst innerhalb des zehnjährigen Untersuchungszeitraums in den Professorenstatus erhoben worden ist und sich deshalb deren vorprofessorale Leistungen sehr wohl in der Netzwerkstruktur widerspiegeln.

Gleichwohl ist die Kritik gerechtfertigt. Natürlich muss die formale Rolle der Professor_innen nicht notwendigerweise etwas über ihre tatsächliche Bedeutung aussagen. Ob es aber zutrifft, dass es „häufiger die Doktoranden und Postdocs“ sind, die „radikal neue Ideen formulieren“ (ebd.), müsste erst empirisch abgesichert werden, zumal zahlreiche Professor_innen durch die Vergabe von Dissertationsthemen oder durch Konzeption und Einwerbung von Drittmittelprojekten wesentlich an der Steuerung der Arbeiten der jüngeren Generation beteiligt sind. Im Übrigen hätte man neben den Humangeograph_innen der Schweiz und Österreichs auch Emeriti in die Netzwerkanalyse einbeziehen sollen, denn die sind in der Regel noch längere Zeit sehr einflussreich (konkrete Beispiele dafür würden uns problemlos einfallen).

Beschränkung auf deutsche Geographie-Zeitschriften

Auch die Erweiterung der Analyse über die sechs führenden deutschen Fachzeitschriften hinaus wird gewünscht. Mehrere Kommentatoren weisen auf immer wichtiger werdende internationale Vernetzung und die Einbindung deutscher Geographen in hoch spezialisierte Diskurse auf inter- und transdisziplinären Feldern wie z.B. „Development Studies“ oder „Urban Studies“ hin (vgl. Beiträge BRÖKEL und STERNBERG; KORF; ARZHEIMER und SCHOEN).

Drei Autoren kritisieren, dass die *Geographische Rundschau*, und damit eine sich vornehmlich an Lehrer wendende Zeitschrift ins Publikationssample aufgenommen worden ist und dieses aufgrund der monatlichen Erscheinungsweise mit mehr als 50% der ausgewerteten Publikationen dominiert (BRÖKEL und STERNBERG; KORF). Dieser Kritikpunkt ist auch aus unserer Sicht inhaltlich sicher berechtigt. Der hier erkennbare Aspekt der dezisionistischen Selektion ist wohl ebenfalls dem explorativen Charakter der Studie geschuldet und sollte bei einer Weiterführung des Projekts bereinigt werden.

Rolle von Geographentagen

Die Beteiligung an Geographentagen ist für Tom BRÖKEL und Rolf STERNBERG der „schwächste Indikator“ der vorgelegten Netzwerkanalyse. Sie argumentieren, dass „viele forschungs- und publikationsstarke deutsche Humangeographen ... ihre besten Forschungsergebnisse nicht auf deutschen Geographentagen“ vorstellen, weil sie diese eher als einen Ort „der kollegialen Begegnung“ sehen, „an dem Qualitätsstandards wissenschaftlich hochrangiger Konferenzen (z.B. strenge und ergebnisoffene Begutachtung eingereicherter Abstracts, komplette Paper aller Vor-

träge für die zahlenden Teilnehmer spätestens zur Tagung) selten“ seien (S. 371f.). Zwar interpretieren Matthias FLEISCHER und Christoph HAFERBURG Geographentage in Bourdieuscher Perspektive als einen „innerakademischen Distinktionskampf um relationale Positionen“ (S. 415); Wolf-Dietrich SAHR sieht dies dagegen gelassener und hält Geographentage sogar für eine „Barockisierung des wissenschaftlichen Events“ (S. 441). Er warnt ausdrücklich davor, von diesem Tagungsformat der Außeralltäglichkeit auf den normalen Betrieb von Humangeographie in Deutschland zu schließen: denn Auftritte auf Geographentagen eignen sich seiner Meinung nach kaum zur Verallgemeinerung, weil hier „der Showcharakter besonders intensiv“ und Geographentage deshalb kaum von einem „gemeinsamen Denk- und Wahrnehmungsstil geprägt“ seien, sondern von einer überbordenden „Pluralität von Zurschaustellen und Zuschauen“ (S. 442).

Probleme des Zitierens

Dies ist der von den meisten Autor_innen behandelte Punkt: Insgesamt und mit Blick speziell auf die Wirtschaftsgeographie, stellt Benedikt KORF fest, dass in der vorliegenden Netzwerkanalyse die Rate der Zitationen eher niedrig ausfällt und konstatiert lakonisch: „Mit 13 Zitationen gehört man bereits zu den obersten 10% der Untersuchungsgruppe“ (S. 420). Er bemängelt auch, dass in der vorgelegten Netzwerkanalyse Zitationen aus verschiedenen Typen von Veröffentlichungen (wie z.B. Monographie, Lehrbuch, Beiträge in Sammelbänden und Beiträge in Fachzeitschriften) mit gleichem Gewicht ausgewertet werden. Während Tom BRÖKEL und Rolf STERNBERG mit Hinweis auf klare empirische Evidenz betonen, dass „die Wahrscheinlichkeit, einen anderen Wissenschaftler zu zitieren, *nicht* von kooperativen sozialen Interaktionen mit diesem Wissenschaftler“ abhängt und das Zitieren des Artikels eines Kollegen nicht automatisch bedeute, dass „der Zitierende zu dessen ‚Netzwerk‘ gehört“ (S. 372), sieht Antje SCHLOTTMANN den Akt des Zitierens als eine Aufmerksamkeitsbekundung und Würdigung. Prinzipiell bleibt jedoch, worauf Aileen OEBERST und Benedikt KORF hinweisen, bei Zitaten immer unklar, ob der entsprechende Text wirklich gelesen wurde, und ob der Zitierende dem Inhalt des Zitats zustimmt oder nicht. Pascal GOEKE fordert deshalb eine genauere Qualifizierung von Zitaten und gibt zu bedenken, dass auch das Problem der unterlassenen Zitate existiere: nicht nur – wie man anmerken mag – z.B. als Form bewusster Täuschung, sondern auch als eine Möglichkeit, explizite Verweise z.B. durch Wortwendungen wie „entsprechende Forschungen“ geschickt zu vermeiden.

Wolf-Dietrich SAHR verweist auf die Doppeldeutigkeit des Zitierens. Denn beim Zitieren könne es sich sowohl um einen Subjektivierungsprozess (oder sozialen Akt) als auch um eine Signifikationsstruktur (oder Text) handeln. Er gibt zu bedenken, dass das Zitieren in den letzten Jahrzehnten erheblichen Verwerfungen unterworfen worden sei und zunehmend problematisch werde, weil Autoren das Zitieren mehr im Sinne von *service* als im Sinne von *good* verstünden. Zitieren gehöre heute, indem er FRANCK zitiert, „zu einer Ökonomie der Aufmerksamkeit“, die latent zu einer quantitativen Akkumulation und damit zur Herausbildung von Routinen des „Event-Zitats“ führe (S. 440).

Antje SCHLOTTMANNs sprachpragmatische Deutung weist genau in dieselbe Richtung: wenn ein Sprachspiel, das im übrigen „nicht durchgängig rational“ ist und „keinen konsistenten Intentionalitäten folgt“, auf „Differenzierung und die Schaffung symbolischer Mehrwerte ausgerichtet ist“, dann werden *durch* die Aktivität des Netzwerkens die Namen erst geschaffen: die Netzwerkanalyse kann damit als ein „konstitutiver Teil der auf die Namen bezogenen Markenbildung“ gesehen werden (S. 407). Zitieren bedeutet in diesem Sinne Aufmerksamkeitsbekundung und Würdigung und kann von einer Reihe von Fragen geprägt sein wie z.B.: „Mit wem soll der eigene Name in Verbindung gebracht werden? Wer strahlt ab? Wer zieht runter? Wen lohnt es sich zu zitieren oder einzuladen? Wen kann man gefahrlos blind zitieren?“ (ebd.)

Ambivalenz der Personalisierung

Hier besteht die größte Uneinigkeit. Tom BRÖKEL und Rolf STERNBERG begrüßen, dass in der Studie von STEINBRINK et al. Namen genannt werden, weil damit empirische Validität geschaffen und Debatten ins Vorderzimmer geholt werden können. Antje SCHLOTTMANN hält Personalisierung überdies für sprachpragmatisch unumgänglich, weil sie Identifizierungsangebote für die Leser liefert, und individualisierte Autorenschaft für das wissenschaftliche Sprachspiel unumgänglich ist.

Anton ESCHER und Wolf-Dietrich SAHR sehen in der Personalisierung hingegen eine Tendenz zum Boulevard. SAHR konstatiert darüber hinaus, dass die „Vermasung des Wissens durch Medien und zunehmende Bürokratisierung der Universitäten ... geradezu zur Personalisierung, zur Verkürzung, ja zur quantitativen Akkumulation einzuladen“ scheint (S. 440). Dies übersetzt sich seiner Meinung nach dann in Evaluierungen der sozialen Kompetenz von Wissenschaftlern und führt zu einer ganz neuen Form der Wissensgesellschaft: einer, in der „das Gesellschaftliche höher bewertet wird als das Inhaltliche“ (ebd.). Pascal GOEKE interpretiert die vorgenommene Personalisierung als „Schattenseite“ des „diffusen Wissenszusammenhangs in der Humangeographie“ (S. 432). Wenn, so seine Argumentation, Disziplintheorien, disziplinäre Systematiken und Sachkriterien sowie ein verbindlicher Kanon von Fachliteratur, mit denen die Qualität von Forschung gemessen bzw. vorangetrieben werden kann, fehlen oder nur schwach ausgebildet sind, werde mangels anderer Kriterien personalisiert.

Wir möchten uns eher der Argumentation von Antje SCHLOTTMANN anschließen. Autorennamen stehen nicht nur für Marken und Stile, sondern sind einfach die zentralen Bezugsgrößen, mit denen wissenschaftliche Ideen und Forschungsergebnisse (nicht zuletzt auch in bibliometrischen Ansätzen) referenziert werden.

Eine Interpretation, die in den Kommentaren erstaunlicherweise nicht vorkommt

Obwohl im Text von STEINBRINK et al. (Kap. 2.2.3) ausdrücklich auf Ludwik FLECK (1980) und dessen Konzepte der „Denk- und Wahrnehmungsstile“ sowie der „Denkkollektive“ verwiesen wird, sprechen die Autor_innen der Kommentare die multiparadigmatische Struktur der gegenwärtigen Humangeographie (vgl. WEICHART 2012) als Erklärungshintergrund für spezifische Interaktionscluster von

Humangeograph_innen nicht dezidiert an. Nur Pascal GOEKE verweist indirekt auf die Koexistenz rivalisierender Paradigmen, wenn er von der „diffuse[n] Struktur“ und der „fehlenden einheitlichen Problemstellung“ (S. 430) der Geographie spricht. In unserem Fach würde eine gemeinsame „Disziplintheorie“ fehlen: „Es gibt somit kein wissenschaftsbezogenes Korrektiv, das für die Humangeographie *insgesamt* die Problemstellung umreißen könnte, eine Art Lenkungsfunktion übernehmen würde und überhaupt das für die Disziplin Bedeutsame aus der Welt herausfiltern könnte“ (S. 431, Herv. d. Verf.).

Wir vermuten, dass Cliquesbindung sehr häufig durch die gemeinsame Akzeptanz eines bestimmten Paradigmas begründet ist. Die wechselseitigen Referenzierungen verweisen auf die gemeinsame „Teilreligion“. Weil Paradigmen als kognitive Strukturen auf axiomatischen Vorannahmen beruhen und sich damit einer Letztbegründung entziehen, kann es gegenwärtig die von GOEKE geforderte „gemeinsame Disziplintheorie“ nicht geben. Die in der Netzwerkanalyse aufgezeigten personellen Zusammenhänge lassen sich vermutlich zum Teil durch die Affinitäten der verknüpften Akteure zu bestimmten Paradigmen erklären.

Was alle mitdenken und was so furchtbar unanständig zu sein scheint

Am Ende von Abschnitt 2.2.3.5 sehen sich STEINBRINK et al. zu folgender Feststellung genötigt:

„Um Missverständnissen vorzubeugen, soll abschließend ausdrücklich darauf hingewiesen werden, dass in diesem Beitrag nicht behauptet wird, Netzwerke in der Wissenschaft seien vornehmlich ein Ergebnis strategischen, von persönlichem Eigennutz und Machtmotiven einzelner Wissenschaftler gesteuerten Handelns. ... Es ging in diesem Beitrag also keinesfalls darum, ein illegitimes *Networking* anzuprangern ...“ (S. 354).

Auch dass in der Studie trotz ihrer Nähe zu einer explizit wissenschaftskritischen Position der Machtbegriff nicht zentraler thematisiert wird, ist zumindest auffällig. Dieses „Verschweigen“ ließe sich als Beleg dafür interpretieren, dass sich selbst diese Untersuchung an eben jene Bedingungen anpasst, die sie meist nur implizit kritisiert. Der Machtaspekt hat also – so scheint es uns – auf den Schreibprozess des Autorenkollektivs gewirkt.

In den meisten Kommentaren wird direkt oder indirekt auf Zusammenhänge zwischen Netzwerkstrukturen und Macht verwiesen. Wenn wir von „Netzwerken“ hören, denken wir anscheinend automatisch an „old boys/girls networks“. Auch der deskriptive Begriff „Clique“ hat einen höchst anrühigen Beigeschmack. Wenn wir von Netzwerken, Cliques und Dyaden hören, stellt sich anscheinend – vergleichbar mit einem Pawlowschen Reflex – sofort die Assoziation „Seilschaft“ ein. Und dann zucken wir schmerzhaft zusammen, denn das sind doch „unanständige“, illegitime und unmoralische Praktiken, die mit unseren idealisierten Vorstellungen von Wissenschaft keinesfalls in Verbindung gebracht werden dürfen.

Auch hier möchten wir dafür plädieren, die Kirche im Dorf zu lassen. Selbstverständlich gab und gibt es auch in der Wissenschaft eine „strategische, von persönlichem Eigennutz und von Machtmotiven“ gesteuerte Nutzung sozialer Netzwerke. So funktioniert eben die soziale Welt. Warum sollte das ausgerechnet für die

Humangeographie nicht zutreffen? Wir wissen doch alle, dass bei Vortragseinladungen, in Begutachtungsprozessen oder im Rahmen von Berufungsverfahren soziale Netzwerke *auch* strategisch und zur Durchsetzung eigener Interessen genutzt werden. Da geht es eben *auch* um die Verteidigung von Claims, um die Verwirklichung der eigenen Forschungsinteressen, um die Förderung von Schülern und Kolleg_innen, die einem fachlich nahe stehen. Hans GEBHARDT (2005, 28, Herv. d. Verf.) hat es auf den Punkt gebracht. Er beschreibt die deutsche Geographie als „ein Fach ..., das groß genug ist, um eine qualifizierte Auslese des Nachwuchses zu garantieren, aber klein und ‚familiär‘ genug, um die Bildung *personaler Netzwerke* zu begünstigen und über entsprechende wissenschaftlich-soziale Kontakte die individuellen Karrieren voranzutreiben“.

Vielleicht wäre es hilfreich, zur Beschreibung der Interaktionsstrukturen von Humangeograph_innen den von Norbert Elias geprägten Begriff der „Figuration“ zu verwenden, mit dem immer auch Machtkonstellationen zwischen den „Spielern“ angesprochen sind. Damit sollte klar werden, dass „Macht“ – auch wenn sie scheinheilig bemäntelt und missbraucht werden kann – nichts grundsätzlich Unanständiges ist, sondern ein fundamentales Strukturelement menschlicher Beziehungen darstellt.

Selbstverständlich lassen sich personale Nutzungen von Netzwerksbeziehungen auch „rationalisieren“ und durch „edle“, mit der idealisierten Wissenschaftspraxis konforme Argumente begründen. Dies dann zu glauben erscheint allerdings im Licht der Ergebnisse jüngerer Wissenschaftsforschung als hochgradig naiv. Das Alltagsgeschäft von Wissenschaft – selbst in den „harten“ Naturwissenschaften – ist eben nicht ausschließlich durch „Wahrheit“, „Objektivität“, „Uneigennutz“ und „Gerechtigkeit“ gekennzeichnet. Auch in der Wissenschaft „menschelt“ es gewaltig.

Wir reden nur nicht gerne darüber, zumindest nicht auf der Vorderbühne. Dann erscheint – *horribile dictu* – „eine ‚zweite Welt‘ der Wissenschaft“ (Beitrag HOLZER, S. 390), die man offensichtlich nur dann betreten kann, wenn ein „gewisses Peinlichkeitspotential“ (Beitrag LEETEN, S. 395) um den Preis der Inkaufnahme von Ängsten der Regelübertretung ignoriert wird. Denn immer noch glauben viele Geograph_innen qua Sozialisation, dass Wissenschaft „etwas von ihrer Überzeugungskraft“ verliert, wenn die (sozialen – Erg. d. Verf.) „Produktionsbedingungen des Wissens offen zutage liegen“ (ebd.). Weil dann nämlich Sachverhalte ans Licht kommen, die „mit den [*ex cathedra* kommunizierten – Anm. d. Verf.] offiziellen Standards und Selbstbeschreibungen von Wissenschaft nur schwer zur Deckung gebracht werden können“: Systeme ungleicher Reputation, Konkurrenzsituationen (Beitrag HOLZER, S. 390). Die Erkenntnis der sozialen Bedingtheit von Wissen bleibt daher – nimmt man wissenschaftssoziologische und wissenschaftshistorische Studien aus – im Alltagsgeschäft einer Disziplin in der Regel unreflektiert (vgl. Beitrag LEETEN, S. 397). Dies kann schließlich dazu führen, dass jene Klarheit verloren geht, „die es braucht, um die eigentliche Wissenschaftspraxis und den bloßen Machtkampf auseinanderzuhalten“ (ebd., S. 398). Benötigt wird also eine *im* System vorgehaltene Unterscheidungsfähigkeit, die Modi der Anwendung impliziter Regeln beobachtet – und damit diese auch öffentlich kritisierbar macht. Wissenschaft kann deshalb – und dieses Plädoyer zieht sich durch fast alle Kom-

mentare des vorliegenden Themenhefts – ohne fortlaufende, Forschung auch als *soziale* Tatsache mitdenkende Erkenntniskritik weder Bestand haben noch ihre Autorität behaupten.

Die von STEINBRINK et al. vorgelegte Netzwerkanalyse ist ein Teil dieser leider noch viel zu wenig selbstverständlich gewordenen Praxis. Kritisch – jenseits einer bloßen Perspektive von „Ranking“ gelesen – fördern solche und andere wissenschaftsreflexive Analysen nämlich die „*Kunst der feinen Unterscheidungen*“ (Beitrag LEETEN, S. 399), die es letztendlich erlaubt, den „Mut zu selbstreflexiver und ... ironischer Distanz zur eigenen Rolle im Spiel“ (Beitrag SCHLOTTMANN, S. 409) zu kultivieren. Das gilt auch (und gerade!) in der „klitzekleinen Welt“ der deutschen Humangeographie.

Wir sind davon überzeugt, dass die Netzwerkstudie von STEINBRINK et al. ein sehr verdienstvolles Unternehmen darstellt. Und zwar nicht nur deshalb, weil sie auf formale Strukturen innerfachlicher Interaktionen verweist und damit im Sinne einer empirischen Wissenschaftsforschung die sozialen Konfigurationen und die Praxis *hinter* den kognitiven Prozessen und Produkten thematisiert, sondern auch, weil sie uns dazu anregt, über unser eigenes Selbstverständnis als Forscher nachzudenken. Wir hoffen, dass das vorliegende Themenheft Impulse für eine Vertiefung dieser Reflexionen und eine Weiterführung solcher Studien setzen kann.

Literatur

- FLECK, L. 1980: Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache. Einführung in die Lehre von Denkstil und Denkkollektiv. Frankfurt am Main. [Diese Arbeit ist 1935 bereits an anderer Stelle erschienen].
- GEBHARDT, H. 2005: Geography – crossing the divide? Disziplinpolitische Überlegungen und inhaltliche Vorschläge. In: MÜLLER-MAHN, D. und U. WARDENGA (Hrsg.): Möglichkeiten und Grenzen integrativer Forschungsansätze in Physischer Geographie und Humangeographie. Leipzig, S. 25–36 (= forum ifl, 2).
- GOEKE, P. 2011: Netzwerke der deutschen Humangeographie oder warum Diskussionen im Hinterzimmer bleiben – ein Kommentar. In: http://www.raumnachrichten.de/images/PDF-Files/kommentar_goeke.pdf (20.12.2012).
- OEBERST, A. 2011: Wissen schaffen in Netzwerken: Anmerkungen zu Austausch, Diversität und Mainstream. In: <http://www.raumnachrichten.de/diskussionen/1162-humangeographie#aileenoeberst> (20.12.2012).
- STEINBRINK, M. et al. 2010: Netzwerk(analyse) in der deutschen Humangeographie. In: http://www.raumnachrichten.de/images/PDF-Files/netzwerke_steinbrink.pdf (20.12.2012) UND in diesem Heft.
- WEICHHART, P. 2012: Wie „funktioniert“ ein Paradigma? In: FASSMANN, H. u. T. GLADE (Hrsg.): Geographie für eine Welt im Wandel. 57. Deutscher Geographentag 2009 in Wien. Göttingen, S. 53–64.